

Joanna Trollope

Eine ganz normale Affäre



Weltbild

Simon Stockdale kommt ohne Umschweife zur Sache, als er seinem Sohn Jack eröffnet: »Dein Großvater wird deine Großmutter verlassen und eine Frau heiraten, mit der er seit langem eine Affäre hat.« Jack ist bestürzt, aber auch fasziniert. Sein Großvater, der ehrwürdige Richter, ein fester Sockel der Familie, ist entschlossen, seine vierzigjährige Ehe einem Abenteuer zu opfern? Wie wird die Familie diese Nachricht verkraften? Die betrogene Ehefrau, Mutter, Schwieger- und Großmutter reagiert mit emotionaler Erpressung, die unterdrückte Konflikte und alte Wunden innerhalb der Familie aufbrechen lässt und alle Beziehungen auf eine Zerreißprobe stellt. Und wie ergeht es der Geliebten selbst, der jungen Anwältin Merrion? Wie erlebt sie ihre Beziehung zu einem Mann, der doppelt so alt ist wie sie? Ist sie wirklich, wie er sagt, »die Frau seines Lebens«?

Joanna Trollope

Eine ganz normale Affäre

Roman

Aus dem Englischen von Ulrike Thiesmeyer

Weltbild

Die Autorin

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanna Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel *Marrying the Mistress*.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2000 by Joanna Trollope

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2001 by Hoffmann und Campe Verlag,
Hamburg

Übersetzung: Ulrike Thiesmeyer

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-949-7

»Es wäre ratsam, den Knaben noch eine halbe Stunde hier oben zu behalten«, sagte der Gerichtsdienstler zu dem Wachmann.

Sie blickten beide quer durch den Wartebereich vor dem Gerichtssaal auf den Angeklagten. Er rauchte hastig. Außerdem überragte er um Haupteslänge das Grüppchen Frauen, das sich um ihn scharte wie ein Haufen Glucken um einen Gockel, ihm gut zuredete und ihm schöne Augen machte.

Der Wachmann klirrte mit dem Schlüsselbund an seinem Gürtel.

»Gibt's Ärger unten?«

»Nicht direkt Ärger«, sagte der Gerichtsdienstler, »aber da warten ein paar Freundinnen und Angehörige des Mädchens. Sie warten. Man kennt das ja.«

Der Wachmann seufzte.

»Wenn man ihm bloß keine Kautions gewährte hätte. Dann könnte ich ihn einfach wieder mitnehmen. Wenigstens wüsste ich dann, wo er ist.«

Der Gerichtsdienstler spähte noch einmal zum Angeklagten hinüber. Gut aussehender Bursche, sexy, die Sorte, die Mädchen magnetisch anzieht. Vertrauenswürdig aber wirkte er nicht; zumindest nicht, was seine Stieftochter anging.

»Der haut nicht ab.«

»Ich hätte ihn trotzdem lieber hinter Schloss und Riegel.«

Eine junge Frau kam eiligen Schrittes vorbei, eine schwarz gekleidete junge Frau mit rötlich braunem Haar, das sie hinten am Kopf mit einem schwarzen Band zurückgebunden hatte. Sie trug einen schwarzen Aktenkoffer und über dem Arm einen schwarzen Mantel. Im Vorübergehen nickte sie dem Gerichtsdienstler zu.

»Schönen Feierabend«, sagte sie.

Der Wachmann sah ihr hinterher. Er hatte sie den ganzen Tag über während der Verhandlung beobachtet, Miss Merrion Palmer, Anklagevertreterin, und bewundernd zur Kenntnis genommen, wie exakt der Zopf ihrer Perücke über ihrem eigenen saß.

»Hübsche Beine«, meinte er.

Der Gerichtsdienstler stieß leicht die Luft aus und zog seine schwarze

Robe zurecht, die ihm von den Schultern zu gleiten drohte.

»Oh«, sagte er, »allerdings.«

Er blickte den Wartebereich rauf und runter und flüsterte dann:
»Kennen Sie unseren Richter?«

»Na, hören Sie mal«, sagte der Wachmann, »ich bin doch den halben Monat hier. Klar kenne ich den Richter.«

Der Gerichtsdienner rückte etwas näher.

»Was da gerade vorbeigegangen ist«, sagte er und hielt die Augen auf die Glastür am Ende des Wartebereichs geheftet, die zum Richterkorridor führte, »ist nicht bloß irgendeine Anwältin. Was da vorbeigegangen ist, ist das Schnuckelchen Seiner Ehren.«

In seinem Zimmer auf der anderen Seite der Glastür nahm Richter Guy Stockdale seine Perücke ab und hängte sie über ihr Holzgestell. Beides, Perücke und Gestell, hatte seinem Vater gehört, wie auch die Taschenuhr in seiner Westentasche, die er jeden Tag dabei hatte, aus einer abergläubischen Furcht heraus, sich öffentlich zum Narren zu machen, wenn er sie einmal vergaß, und der silberne Kugelschreiber, mit dem er sich da oben gewissenhaft Notizen machte, allein, auf der Richterbank.

Dann streifte er seine Robe ab – aus purpurner, weinroter und schwarzer Seide – und hängte sie auf den Plastikbügel einer landesweiten Reinigungskette, der wohl endgültig den schweren, holzgeschnitzten Bügel ersetzt hatte, den er extra für diesen Zweck mitgebracht hatte. Dann legte er sein schwarzes Jackett ab, hängte es über die Rückenlehne eines Armstuhls aus grauem Kunststoff, setzte sich hinein, legte den Kopf in die Hände und drückte sich die Handballen in die Augenhöhlen.

»Wäre es dir lieber, wenn ich meine Perücke abnehme?« hatte er heute vormittag um halb elf das Mädchen gefragt, das über Videokamera als Zeugin zugeschaltet war. »Wäre es dann leichter für dich?«

Sie hatte zurückgestarrt, ein cleveres, aufgewecktes kleines Gesicht, das von einem Mantelkragen aus Kunstpelz umrahmt wurde.

»Das stört mich nicht«, hatte sie erwidert. Sie hatte nicht

ingeschüchtert gewirkt. Durch nichts, den ganzen Tag über nicht, außer gelegentlich durch die qualvolle Erinnerung daran, was sie gefühlt hatte, was ihr zugestoßen war. »Wie Sie wollen.«

Seltsamerweise hätte er seine Perücke ganz gern abgesetzt. Das kam sonst nicht vor. Sonst war er sich so sehr der Tatsache bewusst, ein Amtsträger und Repräsentant der Justiz zu sein und nicht bloß Guy Stockdale, zweiundsechzig Jahre alt, einen Meter achtundachtzig groß, Schuhgröße 45, noch immer – beeindruckenderweise – ohne Brille oder dritte Zähne, dass er ganz froh war, wenn seine Perücke und Robe ihn von einem Individuum in eine unpersönliche Instanz verwandelten. Heute aber war es anders gewesen. Heute war es anders gewesen, weil er, ohne eigenes Zutun, an einen Punkt gelangt war, an dem er eine Entscheidung zu treffen hatte; er konnte sie nicht einfach weiter von allen Seiten begutachten, darüber nachdenken und sie dann sorgfältig zur Seite legen, um sich eines schönen Tages mit ihr zu befassen, wenn das Licht hell und sein Mut groß genug wären. Dieses Wissen veranlasste ihn, das Mädchen auf dem Videobildschirm nicht bloß als ein missbrauchtes Kind zu betrachten – dreizehn Anklagepunkte wurden ihrem Stiefvater zur Last gelegt, sechs wegen unzüchtiger Handlungen, fünf wegen ungesetzlichem Verkehr, zwei wegen Vergewaltigung –, sondern als eine Art Weggefährtin in einer Welt, wo die Dinge, die man sich wünschte und brauchte, allmählich in schlimmen Konflikt mit den Dingen gerieten, die man bereits einigermaßen besaß.

Nach einem leichten Anklopfen öffnete sich die Tür. Penny Moss, eine junge Bürogehilfin, die direkt nach ihrem Schulabschluss für den Stanborough Crown Court zu arbeiten begonnen hatte, kam mit einer Akte herein. Guy nahm die Hände vom Gesicht und sah sie blinzelnd an. Sie nahm weiter keine Notiz davon, dass sie den Vorsitzenden Richter mit dem Kopf in den Händen vergraben angetroffen hatte. Sie nahm niemals je von irgendetwas Notiz, es sei denn der unmittelbaren Angelegenheit, mit der sie gerade befasst war. Sie legte die Akte auf den Schreibtisch.

»Es geht um Mr. Weaverbrook vom Tierasyl, Herr Richter.«

Guy schaute auf die Akte. Mr. Weaverbrook betrieb ein so genanntes Tierasyl, als durchsichtige Tarnung für den Handel mit gestohlenem

landwirtschaftlichem Gerät und Pferdetransportern. Wenn man ihn vor Gericht vorlud, berief er sich auf akute Panikattacken. Gewöhnlich kam an seiner Stelle seine Frau und saß zitternd auf ihrem Platz, sichtlich überfordert von dem Versuch, ihre Loyalität zwischen Mr.

Weaverbrook und der Pflicht zu gesetzestreuem Betragen aufzuteilen. Guy empfand Mitleid und Bewunderung für Mrs. Weaverbrook.

»Möchten Sie, dass der Fall Ihnen vorbehalten bleibt, Herr Richter?«

»Ja, Penny.«

»Und Mrs. Mitchell und die Verfügung hinsichtlich ihrer Kinder?«

Guy schloss erneut die Augen. Mrs. Mitchell war eine Nymphomanin mit sadomasochistischen Neigungen, der man gerade unter Schwierigkeiten das Sorgerecht für ihre drei Kinder, alle drei von unterschiedlichen Vätern, entzog.

»Der Fall auch, Penny. Für ihn hätte ich gern einen früheren Termin.«

»Herr Richter –«

»Penny«, erwiderte Guy, »ein Aufschub kommt nicht in Frage. Ich habe hier die Zukunft einer Achtjährigen zu bedenken.«

Penny öffnete den Mund. Sie wollte gerade sagen – wie immer, wenn man sie um etwas bat, wozu sie keine Lust hatte –: »Das wird Martin nicht gefallen.« Martin war der Gerichtsvorsteher.

Guy erhob sich.

»Schönen Abend, Penny. Und vielen Dank.«

Sie griff nach Mr. Weaverbrooks Akte. Ihm fiel auf, dass sie an ihrem linken Ringfinger einen schmalen Goldreif trug, der aus zwei kleinen, ineinander verschlungenen Händen bestand. Er sah leicht keltisch aus.

»Guten Abend, Herr Richter«, sagte sie.

Draußen in der Frühlingsdämmerung lag der kleine Gerichtsparkplatz in ein seltsames orangefarbenes Glühen getaucht da, das von den Straßenlaternen jenseits der Mauer rührte. Die den Hof umgebenden Gebäude waren ebenso modern und schnörkellos wie das Gericht selbst, erbaut aus blutrotem Backstein und Beton mit viel Glas, das in stumpfes Metall gefasst war. Sie wirkten ausnahmslos zutiefst unmenschlich, sogar leicht bedrohlich durch Elemente wie die riesigen

Stahltüren, die sich nachts vor der Hofeinfahrt schlossen. Guy war für imposante Elemente in der Architektur, ganz besonders, wenn diese Architektur irgendwie mit der Gerichtsbarkeit zu tun hatte, aber alles Bedrohliche, Elemente, die Mitleidlosigkeit und Unbarmherzigkeit suggerierten, verabscheute er.

Sein Wagen war noch einer von dreien. Die anderen beiden gehörten den beiden regulären Distriktrichtern, die genau wie er abends meist bis sechs Uhr arbeiteten, obwohl das Gericht seine Türen um halb fünf schloss.

»Ich arbeite mit wunderbaren Menschen zusammen«, sagte er oft und meinte es auch so.

Er öffnete eine der hinteren Autotüren und legte seine Aktentasche auf den Rücksitz. Dann setzte er sich hinters Steuer und ließ den Motor an. Dann stellte er ihn wieder ab und saß da, versunken in die Betrachtung der blinkenden roten Lämpchen auf dem Armaturenbrett, präziser kleiner Lämpchen, die ihre Aufgaben genau kannten und sie pflichtbewusst ausführten.

Ich will nicht nach Hause fahren, dachte Guy. Er nahm die Hände vom Lenkrad und legte sie auf die Knie. Ich will nicht nach Hause fahren und mich der Tatsache stellen, dass ich mich endlich entschieden habe und diese Entscheidung nun umsetzen muss. Was ich hasse, sagte er sich und schloss die Augen, ist, Schmerz zufügen zu müssen. Aber genau das werde ich, mir selbst und allen andern, was ich auch mache. Tatsächlich habe ich das schon, sogar seit Jahren. Bloß dass es noch nicht alle wissen.

Merrion hatte ihn an diesem Tag – wenn sie ihm denn einen Blick zugeworfen hatte – sehr direkt angesehen. Bis heute war sie noch nie vor ihm vor Gericht erschienen, und er war der Ansicht und hatte sie auch geäußert, dass es nie so weit kommen sollte. Aber sie hatte diesen Fall angenommen, eine Ablehnung sogar nie in Betracht gezogen, und als feststand, dass sie beide zum ersten Mal gemeinsam beruflich in der Öffentlichkeit auftreten würden, gemeint, er solle sich darüber nicht den Kopf zerbrechen.

»Das ist doch nicht weiter tragisch«, sagte sie. »Eine dreitägige Verhandlung, und ich werde ja nicht einmal in Stanborough

übernachten. Du kennst doch meine Gefühle, was Stanborough angeht.«

Das stimmte. Er kannte ihre Gefühle, was die meisten Dinge betraf. Diese Seite ihres Charakters fand er mit am bezauberndsten, ihre Direktheit, ihre Aufrichtigkeit, ihre Fähigkeit (und ihren Mut), die Dinge so zu sehen und zu schildern, wie sie waren, und nicht, wie sie hätten sein können oder wie sie sie gern gehabt hätte.

»Du bist verheiratet«, hatte sie gesagt. »Und zwar seit über dreißig Jahren. Du hast zwei Söhne, und du hast Enkel. Ich bin jung genug, um deine Tochter zu sein. Ich bin nicht verheiratet. Ich bin verrückt nach dir. Verrückt. Wir haben ein großes, großes Problem, und es wird noch größer werden. Keine Frage.«

Sie war vierundzwanzig gewesen, als sie sich kennen lernten. Das war fast sieben Jahre her. Er hatte in einem Abendzug nach London gegessen, wo er sich mit seinem Sohn Simon zum Essen treffen wollte; eine dieser Verabredungen mit dem Ziel, einander näher zu kommen, auf die Simons Mutter Laura so viel Wert legte.

»Fahr hin. Ach, fahr doch. Wie wollt ihr je all die Abgründe zwischen euch überwinden, wenn ihr nicht einmal den Versuch unternimmt, miteinander zu reden?«

In seinem Abteil hatte ein Mädchen gegessen und in einem Buch gelesen, das ihr Lachkrämpfe verursachte. Sie war machtlos dagegen, lachte Tränen und hielt sich das Buch immer wieder vors Gesicht, um dahinter ungestört vor sich hin prusten zu können. Alles, was er erkennen konnte, war, dass es sich um eine mitgenommene alte Taschenbuchausgabe von Lawrence Durrells *Esprit de Corps* handelte. Außerdem konnte er sehen, dass sie wundervolles Haar hatte, und lange Beine, die in engen Blue Jeans steckten. Sie war kein bisschen hübsch im konventionellen Sinne, aber nachdem er begonnen hatte, sie anzuschauen, stellte er fest, dass er keine große Lust mehr hatte, wegzuschauen. Also versuchte er es erst gar nicht. Lächelnd beobachtete er sie, bis sie sich das Buch verkehrt herum auf die Knie legte und immer noch lachend schnaufte: »Ich kann einfach nicht anders.«

Am Bahnhof Paddington lud er sie zu einem Drink ein. Sie hatte ihre

Mutter in Süd-Wales besucht und kehrte nun nach London zurück, wo sie arbeitete. Sie war Praktikantin in einer Anwaltskanzlei, die auf Familienrecht spezialisiert war. Sie hatte eine Menge Theorien – die er aufrichtig bewunderte – darüber, dass es mehr Anwältinnen geben sollte, vor allem im Familienrecht.

»Die Menschen wünschen sich das. Die Öffentlichkeit überhaupt. In diesem speziellen Bereich haben sie zu uns einfach mehr Vertrauen.«

Er erzählte ihr nicht, dass er Richter war. Er erzählte ihr überhaupt nicht viel, abgesehen davon, wie er hieß, wo er ungefähr wohnte und weshalb er in London war. Dann ließ er sich ihre Telefonnummer geben, setzte sie in ein Taxi und begab sich zu seiner Verabredung mit Simon. Er bestellte eine Flasche Champagner.

»Weshalb das?«, fragte Simon. »Was feiern wir denn?«

Guy hob sein Glas.

»Nur gesundheitliche Gründe.«

Das war vor fast sieben Jahren. Sieben Jahre, in denen er, wie die Zeitungen es nennen würden, ein Doppelleben führte – daheim mit Laura, dem Haus, dem Garten, den Hunden und allen Gewohnheiten, und anderswo mit Merrion. Das war manchmal London, manchmal ein Hotel, manchmal auswärts, wenn er zu Konferenzen fuhr, einmal – als sie es nicht mehr aushielten – war es sogar ein zehnmütiges Treffen im Bahnhofsrestaurant in Reading.

»Ich bin deine Geliebte«, sagte sie.

»Nein«, sagte er und zuckte ein wenig zusammen, »nein, das stimmt nicht. Meine Liebste –«

»Nein«, sagte sie, »tut mir leid, Geliebte, nichts weiter. Wir schlafen miteinander, du bezahlst mir manche Dinge, ich treff mich mit niemandem außer dir. Genau das tun Geliebte doch.«

Guy hob die rechte Hand und drehte erneut den Zündschlüssel. Dieses Wort hatte er heute, im Gericht, noch einmal gehört.

»Hat dein Stiefvater«, fragte der Verteidiger des Beklagten das Mädchen, »dich je als seine Geliebte bezeichnet?«

»Nein«, sagte sie. Sie leckte sich über die Lippen. »Er sagte: ›Wir sind ein Liebespaar, wir beide.« Das hat er gesagt. Und dann –« Sie verstummte.

»Und dann was, Carly?«

»Sagte er immer: ›Du bist besser als deine Mum.««

»Besser? Inwiefern besser?«

»Beim Sex«, sagte das Mädchen laut und deutlich.

Guy setzte rückwärts aus seiner Parklücke und fädelt sich langsam in die einspurige Hauptverkehrsstraße von Stanborough ein. Es waren nur wenige Fußgänger unterwegs, aber auf den Straßen herrschte Verkehr, und ein dichter Strom von Autos mit angeschalteten Scheinwerfern rollte unter den orangefarbenen Straßenlaternen dahin.

Als das Mädchen das sagte, hatte er ganz kurz zu den Geschworenen hinübergesehen. Wie die meisten neuen Geschworenen hatten sie zu Beginn des Tages recht aufmerksam und interessiert gewirkt, doch dann, während die Zeit fortschritt und die gerichtskundigen Tatsachen in denkbar knapper, sachlicher Sprache vorgetragen wurden, waren sie auf ihren Plätzen sichtlich zusammengesunken und hatten starr vor sich hin geblickt, während sie sich bemühten, geistig all das zu verarbeiten, was sie da hörten.

»Er tat es am liebsten morgens, bevor ich zur Schule ging«, sagte das Mädchen. »Wenn ich meine Uniform anhatte. Im Wohnzimmer.«

»Im Wohnzimmer?«

»Ja. Bei offen stehender Tür.«

»Bei offen stehender Tür? Während deine Mutter und Schwester oben schliefen und sich der Fuß der Treppe genau gegenüber von der Wohnzimmertür befand, ließ er diese Tür gern offen stehen?«

»Oh ja«, sagte sie, »ihm gefiel die Vorstellung, dass Mum uns erwischen könnte. Deswegen tat er es auch gern im Bad und in der Küche.«

Langsam schälte sich ein Bild heraus, das Bild eines auf den ersten Blick ganz normalen Reihenhauses mit drei Schlafzimmern in einer Siedlung am Rande von Stanborough, in dem eine Familie wohnte; eine auf den ersten Blick ebenfalls ganz normale Familie, die aus einer Frau, einem Mann und den beiden Töchtern der Frau aus einer früheren Ehe bestand. Tatsächlich aber war nichts so, wie es schien.

»Heather hat er nie angerührt«, sagte das Mädchen. Sie klang beinahe stolz. »Sie ist jünger als ich, aber sie hat er nie angerührt.«

»Warum«, fragte der Verteidiger, »hast du zugelassen, dass er dich berührte?«

Sie wirkte trotzig, beinahe erbost.

»Er hat mich reingelegt.«

»Reingelegt?«

»Er hat gesagt: >Du willst deine Periode haben, oder? Wenn du Sex hast, bekommst du deine Periode.< Und sie kam. Ich wollte – ich wollte den Jungen gefallen. Er hat gesagt, das würde ich auch, wenn ich ihn ließe. Aber es stimmt nicht.«

Der Verteidiger lehnte sich vor. Er hatte ein rundes, fleischiges Gesicht und eine etwas ruppige Art.

»Aber du sagst doch, er hätte dich reingelegt.«

»Hat er ja auch.«

»Aber wenn du doch wusstest, dass du reingelegt wurdest, warum hast du ihn dann weitermachen lassen?«

Es trat eine Pause ein. Das Mädchen senkte den Blick. Vielleicht schlang sie gerade ihre Hände ineinander, aber die waren auf dem Fernsehschirm nicht zu sehen.

»Carly«, sagte der Anwalt, »hast du meine Frage gehört?«

Sie nickte.

»Ich wiederhole sie noch einmal. Wenn du wusstest, dass du reingelegt wurdest, warum hast du deinen Stiefvater weitermachen lassen?«

Sie flüsterte etwas.

»Carly, das Gericht kann dich nicht hören.«

Sie holte Luft und sagte dann müde, zugleich aber mit leichtem Stolz, als verkünde sie etwas Bedeutsames: »Für mich war er wie Gott.«

Gott. Ein fünfundvierzigjähriger Mann, der für eine bis über beide Ohren verliebte Frau und ihr ebenso fixiertes Kind den Gott spielte. Das Reihenhaus mit seinem adretten Vorgarten und dem etwas weniger adretten Garten nach hinten hinaus, wo die Mädchen Stallkaninchen halten durften, war anscheinend weniger das Zuhause einer Familie als ein Käfig, in dem Spiele stattfanden, unanständige, gefährliche, entwürdigende Spiele, Machtspiele, grausame, verletzende Spiele. Die Geschworenen hatten erschöpft ausgesehen. Mehrere von ihnen

wirkten, als hätten sie, trotz aller Kenntnisse, die sie schon aus dem Fernsehen und der Presse gewonnen hatten, mehr mit anhören müssen, als sie erwartet hatten, als seien sie mit einer rauen Wirklichkeit konfrontiert worden, die sie nicht einfach abschalten konnten, wenn sie genug hatten. Und das war erst der erste Tag gewesen.

Aber Gott! Das hatte sie gesagt, dieses Kind von fünfzehn Jahren, das seit seinem achten Lebensjahr mit seinem Stiefvater zusammengewohnt hatte, bis vor einem Jahr, als sie ihrer Mutter endlich erzählte, was vor sich ging. Ein Gott. Man konnte, so schien es, bis zum Gehnichts mehr über die Gleichberechtigung der Geschlechter sprechen, man konnte Gesetze erlassen, man konnte es mit Aufklärung versuchen, aber da tauchte dieses Kind auf, dieses Kind des späten zwanzigsten Jahrhunderts, mit seiner Unerschrockenheit und seinem fraglosen Blick in die Zukunft, und redete ganz einfach und ungerührt davon, dass ein Mann für sie wie ein Gott war.

Guy fragte sich nüchtern, ob er Laura je wie ein Gott erschienen war, selbst in jener ersten Zeit überschwänglicher Verliebtheit, wenn das Objekt der Liebe wirklich noch etwas ganz Außerordentliches ist. Sie hatten sich an der Universität kennengelernt, wo er Jura studierte und sie Französisch und Spanisch. Sie hatten beide fleißig gearbeitet – sie aus Gewissenhaftigkeit, er aus Ehrgeiz – und mit ähnlich guten Noten abgeschlossen. Er hatte direkt mit seiner weiteren Ausbildung zum Anwalt begonnen, und sie hatte sich beim Foreign Office beworben, war abgelehnt worden und hatte dann als Übersetzerin in einem kleinen Industrieunternehmen angefangen, das seine Geschäfte auf Europa ausdehnte. Es war eine stumpfsinnige Tätigkeit. Guy hatte Laura gedrängt, sie nicht anzunehmen.

»Versuch es bei der BBC«, sagte er. »Versuch es beim World Service. Versuch es im Verlagswesen. Versuch es als Lehrerin.«

»Ich kann nicht«, sagte sie. »Wenn nicht einer von uns ein bisschen Geld verdient, können wir nicht heiraten.«

»Und ob. Wir brauchen kein Geld, um zu heiraten. Und falls doch, nehme ich ein Darlehen auf. Es macht mir nichts, ein Darlehen aufzunehmen, bis ich was verdiene. Aber du kannst keine Arbeit machen, wo du nicht mit dem Herzen dabei bist.«

»Kann ich wohl«, sagte sie. »Das macht mir nichts.«

Das war aber nicht die Wahrheit gewesen. Heute erinnerte er sich, wie viel es ihr ausgemacht hatte. Sie sagte nichts, weil man ihr von Kindesbeinen an beigebracht hatte, still zu dulden, aber ihr ganzes Verhalten, ihre Launen, sogar ihr Gang verrieten, dass sie das Gefühl hatte, sich abzuplacken, dass sie ihrem Verstand nicht gestattete, sich frei zu entfalten, wie es bei ihm der Fall war.

»Machst du mir Vorwürfe?«, fragte er regelmäßig.

Und sie schaute ihn dann an, mit ihren klaren, haselnussbraunen Augen, in denen sich eine solche Offenheit des Gemüts und des Herzens zu spiegeln schien.

»Nein«, sagte sie.

Er fasste sie dann immer bei den Schultern und schüttelte sie sanft.

»Kann ich dir glauben?«

»Ja«, sagte sie.

Und das tat er auch. Oder zumindest lebte er so, als glaubte er ihr. Auf sein Anwaltsexamen bereitete er sich ebenso gewissenhaft vor wie auf seinen Abschluss in Jura, und regelmäßig forderte er Laura auf, sich einen anderen Job zu suchen. Sie lehnte immer ab. Einmal ging er zum Direktor ihrer gemeinsamen Bank und nahm ein Darlehen über sechs Monate auf, damit Laura ihren Job kündigen und sich in Ruhe etwas Passenderes suchen konnte. Eine Woche später ging sie ebenfalls zum Bankdirektor und machte das Darlehen rückgängig.

»Ich hasse so was. Ich kann das nicht. Du weißt doch, daß Mum und Dad ständig Schulden hatten und wie sehr ich das verabscheue.«

»Aber wir sind nicht wie deine Eltern. Wir haben nicht dasselbe Problem mit Geld. Und ich werde genug verdienen. Wenn alles gut läuft, verdiene ich in zwei Jahren anständig und später sogar gut.«

»An so etwas kann ich nicht glauben, bevor es wirklich geschieht.«

Das waren nicht die Worte, die man zu einem Gott sagte, ging es ihm nun durch den Kopf. Es war unwahrscheinlich, dass Lauras ängstlicher Sinn fürs Praktische jemals durch die Gegenwart übermenschlicher Möglichkeiten hinweggefegt würde. Nicht, als sie eine junge Frau war, und heute erst recht nicht. Heute! Tja, wie sollte man daran denken, ohne von Furcht, von Panik ergriffen zu werden? Unmöglich. Laura

war einundsechzig. Sie wirkte für ihr Alter weder besonders jung noch besonders alt, sondern war eine nett aussehende, wohlerhaltene, insgesamt unscheinbare Frau mit denselben klaren haselnussbraunen Augen, die aber irgendwie in einem veränderten Kontext ruhten. Tatsächlich war die Art und Weise, wie Lauras noch immer junge Augen aus ihrem viel älteren Gesicht schauten, eine Metapher dafür, wie die Dinge sich in den letzten sieben Jahren verschoben und verändert hatten: seit er Merrion getroffen hatte, wirkte die gesamte Landschaft, in der Laura in Beziehung zu Guy lebte, verändert. Es war, als bewegte man sich unaufhaltsam von etwas weg, das einem sehr vertraut war, etwas, das man sich in allen Einzelheiten vorstellen konnte, wenn man davon getrennt war, und während man sich entfernte, schrumpfte dieses Etwas vor seinem Hintergrund zu etwas Substanz- und Bedeutungslosem zusammen.

Guy ließ die letzten, noch relativ neuen Vororte von Stanborough hinter sich und bog in eine Seitenstraße ein, die aufs Land hinausführte. Die Straßenbeleuchtung wurde spärlicher, bis es schließlich völlig dunkel war. Unter den Autoreifen hörte man das Geräusch von feuchtem Matsch. Noch fünf Meilen. Fünf Meilen, und dann würde er, jenseits einer Windung der Straße und noch bevor er das Dorf erreichte, die Lichter an der Front seines Hauses und die nackten, knorrigten schwarzen Umrisse der Apfelbäume im Obstgarten sehen.

Sie hatten das Haus vor dreißig Jahren gekauft, als Simon acht und Alan fünf war. Es waren drei Cottages gewesen, heruntergekommen und wenig verheißungsvoll, die inmitten eines schlammigen Durcheinanders von leer stehenden Schuppen und Schweineställen standen. Aber dann war da der Obstgarten, und dahinter ein bescheidener Hügel, und ein Dorf mit einer Kirche und einem Pub, und von Stanborough aus, zehn Meilen weiter, gab es gute Eisenbahnverbindungen nach London. Und Laura wollte es auf alle Fälle haben. Sie hatte ihren Job schließlich aufgegeben, als sie mit Simon schwanger war, und nach seiner Geburt äußerte sie auch nicht mehr die Absicht, sich nach etwas anderem umzusehen, vermutlich, weil Guy jetzt genug verdiente. Sie wurde zu einer gewissenhaften Mutter, genau wie sie früher eine gewissenhafte Studentin gewesen war. Von dem

winzigen Reihenhaus in Battersea, das sie sich kaum leisten konnten, ging Laura jeden Tag mit Simon in den Battersea Park und spielte mit ihm. Sie schnitt Buchstaben aus und brachte ihm Lesen bei, als er vier war. Sie gab ihm Brot zu essen, das sie selbst buk, und rationierte sein tägliches Fernsehpensum – er sah genug fern, um in der Schule mitreden zu können, aber nicht so viel, dass er darüber den Gebrauch seiner Phantasie verlernt hätte.

Als Alan drei Jahre später dazukam, wurde auch er in dieses ernsthafte und rührige Projekt eingebunden.

»Entspricht dir das?«, wollte Guy von Laura wissen, fest entschlossen, sie zu unterstützen, was sie auch antworten mochte. »Genügt es dir, Mutter zu sein?«

»Vorläufig«, sagte sie, ohne ihn anzusehen. Sie zog gerade ein weiches Wirrwarr bunter Kleidungsstücke aus der Wäscheschleuder.

»Vorläufig bleibt uns ja nichts anderes übrig.«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, wo du so hart arbeitest.«

Er kauerte sich neben sie auf den Boden der kleinen Küche. Er hatte noch seinen dunklen Anzug an, den er immer im Gericht trug, seine schwarzen Schuhe, die schlichte Krawatte.

»Laura, ich muss hart arbeiten. Ich bin selbständig. So ist das bei Anwälten. Das weißt du. Je härter ich arbeite, desto besser stehe ich da.«

Sie ließ sich auf den Hacken nieder und hielt die Plastikwanne mit der Wäsche gegen die Hüfte gedrückt.

»Wird es immer so bleiben?«

»Was heißt ›so‹?«

»Dass du den ganzen Tag über arbeitest, die meisten Wochenenden, sogar im Bett noch Akten wälzt –«

»Nicht, wenn ich Richter werde.«

»Richter!«

»Daran ist in den nächsten fünfzehn oder zwanzig Jahre noch gar nicht zu denken. Aber wenn du das gern hättest –«

Sie stand auf.

»Das ist nicht meine Entscheidung.«

»Doch, Laura. Es ist ebenso sehr deine Entscheidung wie meine.«
Sie hatte zu ihm hinabgeschaut, mit dem Wäschekorb im Arm, und leicht an ihrer Unterlippe genagt.

»So hatte ich mir das nicht vorgestellt.«

Er stand ebenfalls auf.

»Was?«

»Na ja, als ich arbeitete und du noch studiert hast, dachte ich nicht, dass wir so – na ja, so ungleich enden würden.«

»Aber das muss doch nicht so sein. Du könntest wieder arbeiten. Alan ist doch schon vier, Herrgott noch mal.«

Mit ihrer freien Hand wühlte sie ein wenig in der Wäsche herum.

»Könnten wir aufs Land ziehen?« sagte sie.

»Würde das helfen?«

Sie warf ihm ihren klaren, offenen Blick zu.

»Ja«, sagte sie.

Selbst damals, als er vorübergehend Erleichterung über diese anscheinende Lösung empfunden hatte, war er nicht ganz überzeugt gewesen. Wenn sie das wollte, wenn sie sicher war, dass ein Wechsel der Umgebung und Gesellschaft, das war es wohl, ihr einen neuen Lebensinhalt geben könnte, dann würden sie aufs Land ziehen. Aber er wurde das Gefühl nicht los, dass es womöglich das Schlimmste war, was sie tun konnten, dass die Stunden, die er zusätzlich unterwegs wäre, sich zu den Arbeitsstunden hinzuaddieren würden, dass dadurch eine Kluft entstehen würde, dass ihre Prioritäten nicht mehr dieselben wären.

»Bist du ganz sicher?«, fragte er immer wieder.

»Ja«, sagte sie, »ich möchte an einem Ort sein, wo ich mein eigenes Leben gestalten kann. Hier bin ich – wie eingeschlossen. Ich möchte, dass die Jungen einen Garten haben.«

»Wirst Du dich nicht einsam fühlen?«

Sie holte kurz Luft, als ob sie etwas sagen wollte, blieb dann aber stumm. Er hatte das ungute Gefühl, sie hätte sagen wollen: »Ich bin doch jetzt schon einsam«, und hätte es sich in ihrer selbstdisziplinierten Art versagt. Zuweilen wünschte er sich, sie wäre weniger diszipliniert, weniger zurückhaltend, dass jene Unbestimmtheit, die ihn bei ihrer ersten Begegnung so in den Bann geschlagen hatte – da er aus einer

Familie redseliger, rechthaberischer Menschen stammte –, weniger undurchdringlich wäre. Rätselhaftigkeit war eine Sache, wie auch Understatement, Unbestimmtheit und Zurückhaltung – stummer Eigensinn jedoch war etwas ganz anderes.

»Schau mal«, hatte er recht energisch gesagt, »den Anwaltsberuf kann ich nicht aufgeben, weil ich nichts anderes gelernt habe und es das ist, was ich am besten kann, aber sonst werde ich alles tun, was du dir wünschst, alles. Umziehen, aufs Land ziehen, noch ein Kind haben, alles.«

Sie legte ihm die Arme um den Hals.

»Ich würde gern aufs Land ziehen. Ich wäre gern an einem Ort, wo ich sichtbar bin. Mir selbst und auch allen anderen.«

»Aber wenn du nun wieder arbeiten wolltest –?«

»Werde ich nicht«, sagte sie.

Doch sie hatte wieder arbeiten wollen. Das war, als sie gerade im zweiten Jahr mit dem Umbau von Hill Cottage beschäftigt waren. Guy schaltete einen Gang herunter, um die Abzweigung vor seiner Auffahrt zu nehmen, und erblickte die vertraute Anordnung angeschalteter Lampen im Haus; Wohnzimmer und Diele, Treppenaufgang und Schlafzimmer, Haustür und – nur als Widerschein zu sehen – Hintertür. Vor zwanzig Jahren – zwanzig Jahren! – hatte er allmählich erkannt, dass Laura das Gefühl hatte – wie sehr sie auch dagegen ankämpfte – sie hätte einen zu hohen persönlichen Preis dafür gezahlt, ihn geheiratet zu haben.

Und jetzt. Was hatte er jetzt vor? Er lenkte den Wagen in die Auffahrt und spürte, wie die Reifen knirschend über den Kies fuhren.

»Jetzt komme ich mir vor wie ein Flittchen«, hatte das Mädchen heute über Video gesagt. »Ich bin keine Jungfrau mehr. Ich fühle mich schmutzig. Ich komme mir naiv und dumm vor.«

Guy ließ das Auto auf dem kiesbestreuten Geviert vor der Hintertür leise ausrollen. Im Haus schlugen die Hunde an, die ihm jedes Mal einen stürmischen Empfang bereiteten, egal, wie lang oder kurz er fort gewesen war. Er stellte den Motor ab. Genauso fühle ich mich auch, dachte er. Schmutzig. Naiv und dumm und schmutzig. Er öffnete die Fahrtür und kletterte ein wenig steif hinaus auf den Kies.

Merrion Palmers Vater war gestorben, als sie drei war. Er hatte als Ingenieur für eine Baufirma in Süd-Wales gearbeitet. Eines Abends war er von der Arbeit heimgekommen und hatte über starke Kopfschmerzen und einen seltsam steifen Hals geklagt. Innerhalb von sechs Tagen war er an Meningitis gestorben. Merrion wusste nie so recht, ob sie sich wirklich an ihn erinnern konnte oder ob es nicht all die Fotos von ihm und Einzelheiten aus den Erzählungen ihrer Mutter waren, die sie verinnerlicht hatte und die sich zu etwas verdichtet hatten, das einer Erinnerung so nahe kam, dass sie den Unterschied nicht mehr feststellen konnte.

Sie sah ihm ähnlich, so viel stand fest. Er war groß gewesen, mit kräftigen Schultern und langen Beinen, hatte dickes, dunkles Haar gehabt und ein Gesicht, dessen Charme eher auf Persönlichkeit als auf regelmäßigen Zügen beruhte. Er war sehr geradeheraus, sagte ihre Mutter, bei ihm wusste man immer, woran man war, und seine Energie hätte ausgereicht, um eine Rakete anzutreiben. Und komisch war er, sagte sie, er verfügte über einen feinen Sinn für das Lächerliche. Als Kind hatte Merrion neben ihrem Bett ein Foto von sich zusammen mit ihrem Vater stehen gehabt. Sie war ungefähr zwei, trug ein Kleid, an das sie sich besser erinnern konnte als an den Anlass, ein rotes Sommerkleidchen mit weißen Tupfen, und sie saß auf seinem Knie und blickte sehr ernst in die Kamera. Auch ihr Vater blickte ernst in die Kamera, und er hatte das winzige Sonnenhütchen auf, das zu Merrions Kleid gehörte. Es sah aus, als hätte man eine Münze auf einer Pampelmuse plaziert.

Nach seinem Tod heiratete Merrions Mutter wieder, und zwar sehr rasch. Sie heiratete den besten Freund ihres Mannes, der zu diesem Zweck seine Frau verließ und mit Merrion und ihrer Mutter nach Frankreich übersiedelte. Er war ein kleiner Immobilienmakler und plante, sich als Vermittler zwischen französischen Bauern, die Höfe und Scheunen zu veräußern hatten, und englischen Käufern auf der Suche nach Wochenendhäusern zu betätigen. Merrion erinnerte sich, dass sie viel umgezogen waren, an eine Abfolge von Wohnungen und kleinen

Hotels und Zimmern in Bauernhäusern, wo sie meistens im selben Raum wie ihre Mutter und ihr Stiefvater schlief. Sie erinnerte sich an den Geruch französischer Badezimmer und Kirchen, an Sauerkirschkonfitüre und alte Männer mit Mützen, die in einem der Städtchen, in dem sie schließlich landeten, auf einem sandigen Gelände unter Pinien Boule spielten. Sie erinnerte sich außerdem an das Gemurmel. Ihre Mutter und ihr Stiefvater murmelten fortwährend miteinander, im Auto, im Bett, beim Essen über Tische hinweg, während Merrion aus zerkrümeltem Brot Muster und kleine Gebirge formte. Mit der Zeit wurde es lauter, dieses Gemurmel, und dann verkündete Merrions Mutter, dass Merrion jetzt in die Schule gehörte, und fuhr mit ihr zusammen zurück nach Süd-Wales.

Danach sah sie ihren Stiefvater nur noch einmal. Er kam in das kleine Haus, das ihre Mutter in Cowbridge gemietet hatte, und schenkte ihr eine riesige Tafel Toblerone. Ihre Mutter nahm ihr die Schokolade ab und schickte Merrion hinaus in den Garten. Als sie nach einer halben Ewigkeit herauskam, um nach Merrion zu sehen, wirkte sie benommen, als hätte man sie ins Gesicht geschlagen. Sie hob Merrion hoch. Merrion war fast sechs und mochte es gar nicht, hochgehoben zu werden. Sie trat wild um sich und wehrte sich.

»Ich hätte es nie tun sollen«, sagte ihre Mutter und brach in Tränen aus.

Danach war es ruhiger gewesen, aber langweiliger. Merrions Mutter nahm eine Stelle als Sekretärin in einer Anwaltskanzlei in Cardiff an, und Merrions Großmutter verkaufte ihr Haus in Llanelli, um zu ihnen zu ziehen und sich mit um Merrion zu kümmern. Ein paar Jahre redete Merrions Mutter unaufhörlich von Merrions Vater, als könnte sie damit das Intermezzo in Frankreich irgendwie vergessen machen, aber dann begann alles seinen geregelten Gang zu nehmen, und Merrion gestattete der Erinnerung an ihren Stiefvater – einen umtriebigen, mageren Mann –, in die mythische Erinnerung an ihren Vater einzugehen. Männer waren da, so schien es, und dann waren sie nicht mehr da, und wenn sie nicht mehr da waren, kam man ohne sie zurande.

Erst mit ungefähr zwölf fing sie an, die Männer im Leben ihrer Schulfreundinnen wahrzunehmen. Da gab es Väter und Stiefväter und

Brüder – letztere konnte man meist vergessen, was an ihrem Alter, ihrer mangelhaften Hygiene und ganz allgemeinen Unzulänglichkeit lag. Männer verliehen, bemerkte Merrion, der häuslichen Atmosphäre ein anderes Aroma; wo Männer waren, gab es mehr Energie und Lärm, mehr Abenteuerlust, mehr zu essen, mehr Gefahr. In einem Haus mit Männern ging es unzweifelhaft aufregender zu. Auch anstrengender. Aber Merrion gefiel das. In der Schule beobachtete sie Mädchen, bei denen es zu Hause Männer gab, und fragte sich, ob man ihnen ansehen konnte, dass sie etwas besaßen, was ihr fehlte. Sie entfernte das Foto mit dem Sommerkleidchen und fand andere von ihrem Vater und sich selbst, weniger alberne, und eins, das ihren Vater allein am Tag seines Studienabschlusses zeigte, mit ordentlich gekämmtem Haar und polierten Schuhen. Sie verbrachte viel Zeit damit, dieses Foto aufmerksam anzuschauen, als könnte davon etwas ausgehen und sie beeinflussen, Auswirkungen auf sie haben und die feminine Routine aufbrechen, nach der sie, ihre Mutter und ihre Großmutter lebten.

Wenn ihre Mutter hin und wieder einmal Verabredungen hatte, schöpfte sie sofort Hoffnung.

»Hat er dir gefallen? Triffst du dich noch mal mit ihm?«

»Ja, aber da wird nichts bei rauskommen. Keine Sorge. Ich habe meine Lektion gelernt.«

»Wird sie noch mal heiraten?« fragte Merrion ihre Großmutter.

»Unwahrscheinlich«, sagte ihre Großmutter. Sie löste gerade das Kreuzworträtsel. Seit vierzig Jahren löste sie jetzt das Kreuzworträtsel in derselben Zeitung immer um dieselbe Zeit am Vormittag, und reagierte gereizt, wenn irgendetwas sie dabei störte.

»Will sie denn nicht?«

»Ich glaube. Die letzte Episode war ja nicht sehr ermutigend.«

»Meinst du mit Ray in Frankreich?«

»Ja.«

»Sie könnte sich was Besseres als Ray angeln«, sagte Merrion. »Ray war fies.«

»Nach so einem Fiesling hat man aber erst mal die Nase voll«, sagte ihre Großmutter.

Merrion drehte an den Marienkäfer-Haarspängchen herum, die ihr

das Haar aus dem Gesicht hielten.

»Ich bin die Einzige in der Klasse mit einem toten Vater.«

»Aber nicht an der Schule.«

»Es gehen zwölfhundert Schüler zu der Schule. Die kenne ich nicht. Ich kenne meine Klasse.«

Ihre Großmutter konzentrierte sich kurz und schrieb dann etwas in ihre Zeitung.

»Es wird dir besser gehen, wenn du erst verheiratet bist«, bemerkte sie wenig hilfreich.

Mit vierzehn hatte sich Merrions Vater-Fixierung in eine Heirats-Fixierung gewandelt. Sie schaute bei den Leuten immer auf die linke Hand, vor allem bei Frauen, und wenn sich dort kein Goldreif befand, studierte sie ihr Gesicht, um zu sehen, ob sonst noch etwas fehlte, ob man sehen konnte, wenn jemand allein stehend war, so wie sich einst gefragt hatte, ob man jemandem seine Vaterlosigkeit ansehen konnte. Sie beobachtete Pärchen – Pärchen mittleren Alters, keine Jungen und Mädchen – und versuchte herauszufinden, ob von ihnen etwas ausging, ob sie irgendwie richtiger aussahen, natürlicher als Leute, die allein waren. Kurz nach ihrem fünfzehnten Geburtstag verlobte Merrions Mutter sich mit einem Tischler aus dem Ort, der seine Frau ebenfalls verloren hatte, und löste die Verlobung unmittelbar darauf wieder.

»Aber warum?«, fragte Merrion.

»Ich traue mich nicht, das Risiko einzugehen –«

»Aber du hättest doch überhaupt nichts riskiert! Er ist in Ordnung.«

»Das Risiko stellte auch nicht er dar«, erklärte Merrions Mutter, »sondern ich.«

Merrion sagte: »Aber manchmal muss man einfach Dinge riskieren –«

Und ihre Mutter antwortete: »Nicht, wenn man es sich nicht wirklich, wirklich wünscht.«

Als Merrion sechzehn war, erlag ihre Großmutter im Schlaf still und leise einem Herzinfarkt. Sie war mitnichten eine ausgeprägte oder aufdringliche Persönlichkeit gewesen, doch ihr Tod hinterließ eine überraschende Lücke und vermittelte Merrion und ihrer Mutter das Gefühl, auf einmal eine kleine, zugeige Einheit zu sein. Sie hatte ihnen ihr

sämtliches Hab und Gut hinterlassen, darunter der bescheidene Erlös aus dem Verkauf des Hauses in Llanelli von vor zehn Jahren, und Merrion kam ganz unvermittelt der Gedanke, dass sie von Cowbridge weg und nach Cardiff ziehen und dort eine Wohnung kaufen sollten.

»Aber dann müsstest du doch die Schule wechseln!«

»Gerne.«

»Mitten in den Abschlussprüfungen –«

»Das hole ich schon wieder auf.«

»Und dann deine ganzen Freunde. Und meine Freunde –«

»Wir lernen neue kennen. Du bist näher bei der Arbeit und ich kann mich richtig austoben.«

»Hast du das vor?«

»Wohl nicht. Aber ich hätte gern die Gelegenheit. Mum, ich kann nicht einfach immer hier bleiben. Ich fühle mich wie ein Hamster im Rad.«

Sie kauften eine Wohnung – was Merrions Mutter anging, nur äußerst widerstrebend – in einem Häuserblock aus den Siebzigern, von dem aus man zur einen Seite auf einen kleinen Park blickte, zur anderen auf die Rückseite eines alten Industriegebäudes. Die Wohnung hatte zwei Schlafzimmer, ein L-förmiges Wohnzimmer und vor der Küche einen Balkon, der gerade groß genug für ein Katzenklo war, sodass Merrion sich ein Kätzchen zulegen konnte. Merrion entdeckte Boutiquen, Buchläden, Plattengeschäfte, Jungen, Vereine, Büchereien und Eislaufen. Ihre Mutter schleppte sich ins Büro und wieder nach Hause und sehnte sich stündlich nach Cowbridge zurück, wo der Postbote sie mit Namen kannte und Samstagnachts keine Betrunknen unter ihrem Fenster vorbeitorkelten und obszöne Rugby-Schlachtgesänge auf Walisisch gröhlten. Es kam zu Meinungsverschiedenheiten. Merrion wurde immer besser in der Schule, ließ sich die Haare wachsen und einen Schmetterling auf den Fußknöchel tätowieren. Ihre Mutter sah nur das wilde Haar und den Schmetterling. Als die Ergebnisse von Merrions Abschlussprüfung bekannt gegeben wurden und sich herausstellte, dass sie drei Einsen eingeheimst hatte, ging sie mit Schulfreunden feiern und kam erst um sechs Uhr morgens wieder nach Hause.

Zum ersten Mal in ihrem Leben hatten sie eine lautstarke Auseinandersetzung. Sie standen in der engen Küche, während die halbwüchsige Katze von ihrer verbotenen Warte neben dem Wasserkessel aus interessiert zuschaute, und warfen sich gegenseitig Dinge an den Kopf, Loyalität und Verrat, Mut und Feigheit, Liebe und besitzergreifendes Klammern, Merrions Vater und Ray und Frankreich, das Fehlen richtiger Prioritäten. Merrion war noch erschöpft von einer durchfeierten Nacht; ihre Mutter ebenfalls, weil sie vor lauter Unruhe wachgelegen hatte. Nach ungefähr einer Stunde stürmte Merrion aus der Küche und in ihr chaotisches Zimmer, stopfte ein paar Kleidungsstücke in einen purpurnen Nylonrucksack, den sie sonst für ihre Schulsachen benutzte, und verließ fluchtartig die Wohnung.

Auf einem Sparbuch bei der Bank hatte sie siebenundneunzig Pfund. Sie kaufte eine Zugkarte nach Bristol, und vom Bahnhof Templemeads aus rief sie den Bruder einer Schulfreundin an, der in Bristol Englisch und Schauspielerei studierte. Er war nicht überrascht, von ihr zu hören – offenbar kamen ständig irgendwelche nicht näher benannten jungen Nomaden durch die Stadt, auf einer ihrer ziellosen Reisen, auf denen wenig gehandelt, dafür endlos gequatscht wurde –, und bot ihr ein Sofa in der Studenten-WG an, in der er mit vier anderen lebte. Fünf Nächte lang schlief sie in einem Chaos aus alten Zeitungen, zerkrautschten Kissen, ungeleerten Aschenbechern und schmierigen Bechern und Gläsern und musste sich in dieser Zeit nicht nur der Avancen zweier Bewohner erwehren, sondern auch dem Impuls widerstehen, zu Hause anzurufen.

Am sechsten Tag ging sie spontan zum Friseur und ließ sich ihr Haar abschneiden, kehrte dann in die WG zurück, leerte die Aschenbecher, wusch die Gläser und Becher ab, stapelte die Zeitungen ordentlich und hinterließ zwei Flaschen chilenischen Chardonnay in der Küche, zusammen mit der Notiz »Tausend Dank. Alles Gute, M.« Dann begab sie sich wieder zum Bahnhof Templemeads und kaufte sich dort – nicht ohne einen sehnsüchtigen Blick auf die Zugverbindungen nach London – eine Fahrkarte nach Cardiff. Als ihre Mutter von der Arbeit heimkehrte, saß Merrion mit der Katze auf den Knien am Wohnzimmertisch und füllte ein Aufnahmeformular für die Universität

aus.

»Ich werde Jura studieren«, erklärte sie. »Ich habe die passenden Noten, und man hat mir geschrieben, dass ich angenommen werde.«

Sie war darauf gefasst, dass ihre Mutter wieder losbrüllte. Es dauerte lange, wohl einige Minuten, und dann ging ihre Mutter an ihr vorbei in die Küche und sagte dabei: »Du bist genau wie dein Vater«, und kurz darauf: »Schade um dein Haar.«

Als Merrion ins Studium ging, verkaufte ihre Mutter die Wohnung in Cardiff und zog zurück nach Cowbridge, wo sie in der Parallelstraße zu der, wo Merrion aufgewachsen war, ein Haus erwarb. Wenn man sich im zugehörigen Garten auf einen Stuhl stellte, konnte man über die Zäune und Hecken der benachbarten Grundstücke hinweg den Garten sehen, in dem Merrion an jenem Tag, als ihr Stiefvater ihr die Toblerone gekauft hatte, zu spielen versucht hatte. Es war, als befände man sich in einem vertrauten Bild, dachte Merrion, nur dass es einmal gespiegelt worden war. Ihre Mutter rekonstruierte die Einrichtung des ersten Hauses in Cowbridge so getreu wie möglich, und als Merrion in die Tür ihres Zimmers trat, bemerkte sie, dass das Zimmer einer Person gehörte, die nicht länger existierte, und somit nicht mehr ihres war.

Während ihrer drei Jahre an der Uni tat sich zwischen ihnen eine wachsende, von Höflichkeit bestimmte Kluft auf. Ihre Mutter war stolz auf ihre akademischen Erfolge und hartnäckig in ihrer Weigerung, etwas von ihrem wildbewegten Privatleben zu erfahren. Liebesgeschichten, spontane enge Freundschaften mit anderen Mädchen, Ausflüge, Abenteuer und Experimente aller Art mussten sämtlich, wie Merrion bald herausfand, in eine Ausdrucksweise komprimiert und umfrisirt werden, die keinerlei Anlass zu Ängsten oder Unruhe bot. Manchmal, nach einem Telefonat, bei dem sie eine nicht wahrheitsgemäße Litanei von rechtzeitig eingereichten Seminararbeiten, regelmäßigen Mahlzeiten und frühem Zubettgehen (allein) heruntergebetet hatte, versuchte sie, sich der verschiedenen düsteren Schlafzimmer in Frankreich zu erinnern, mit ihren dünnen Vorhängen und kalten gebohnerten Fußböden, wo ihre Mutter – damals gerade Anfang dreißig – nur knapp zwei Meter von ihr entfernt im Bett lag und

auf Ray einmurmelte. Was war aus dieser Frau geworden, der Frau, die bereit gewesen war, der Spießigkeit ihrer Herkunft zu trotzen und sich nicht um die Empörung scherte, als sie einer anderen Frau den Ehemann ausspannte und mit ihrer vierjährigen Tochter nach Frankreich durchbrannte? Oder hatte diese Frau alles an Wagemut und Unternehmungslust aufgebraucht, was eigentlich für ein ganzes Leben hätte reichen müssen, und keine Energie zurückbehalten, sondern bloß eine leere Hülle, die ängstlich und zutiefst angepasst war? Woran auch immer es lag und wie viel Mitgefühl – und Erbitterung – sie auch darüber empfinden mochte, Merrion wusste, dass dies für sie nicht der richtige Weg war.

Sie beendete ihr Universitätsstudium mit einem guten Abschluss und zog nach London, um sich dort an der Akademie für die Ausbildung zur Rechtsanwältin einzuschreiben. Sie teilte mit jemandem eine Wohnung in Stockwell, die sie sich mit einem Bankdarlehen finanzierte – hätte sie Geld von ihrer Mutter geliehen, wären nur schlaflose Nächte in Cowbridge die Folge gewesen –, und wurde im Alter von dreiundzwanzig Jahren in den Anwaltsstand berufen. In einer feierlichen Zeremonie wurde ihr der Titel Miss Palmer, Anwältin, verliehen. Der dabei Vorsitz führende Richter trug keines der Attribute, die zu seinem Amt gehörten, dachte Merrion, keine Perücke, keine Robe, keine Brille, abgesehen einmal von seiner ganzen Art, die von Autorität und Präzision geprägt war. Ihre Mutter kam zu diesem Anlass aus Cowbridge angereist, und ihre einzige Sorge schien, dass sie Merrion irgendwie blamieren könnte, indem sie das Falsche sagte oder tat oder indem sie einen Hut trug oder keinen.

Erst als Merrion sich am Bahnhof von ihr verabschiedete, löste sich plötzlich ihre Anspannung, und sie sagte voll aufrichtig empfundener Wärme: »Ach, dein Vater wäre so stolz auf dich gewesen!«

Und Merrion verspürte, während sie so dastand und ihre Mutter ansah, eine brennende Sehnsucht, eine Sehnsucht, die sie seit ewigen Jahren nicht gefühlt hatte, dass er hätte dabei sein können.

Sie suchte sich eine Referendarstelle in einer Anwaltskanzlei, die auf Familienrecht spezialisiert war. Ihr Ausbilder, ein lebhafter, eitler, scharfsinniger Mann von Anfang vierzig, war immer freundlich,